Die Angst im Kriege

Autor(en): **Knoepfel, H.-K.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift**

Band (Jahr): **115 (1949)**

Heft 2

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-21686

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Angst im Kriege

Von Oblt. H. K. Knoepfel

Den Mangel an Kriegserfahrung empfindet jede Truppe beim ersten Eintritt in den Kampf in Form einer Angstpsychose. Auch die beste Disziplin vermag den psychischen Schock der Feuertaufe nicht auszuschalten. Die nachfolgende Arbeit behandelt in ausgezeichneter Weise anhand britischer Kriegserfahrungen die Wirkung der Angst auf die Truppe. Die Ausführungen sind für jeden Offizier von großem psychologischen Wert.

Red.

In einem Sammelband gibt das Britische Luftministerium eine Reihe höchst interessanter Rapporte über psychische Störungen bei Fliegern heraus.[1] Die Arbeit ist nicht nur eine reiche Fundgrube für den Fliegerpsychiater, sondern gibt auch viele allgemein wertvolle Hinweise über Ursachen, Häufigkeit und Form psychischer Störungen unter dem *Einfluß des Kriegserlebnisses*. Es sei nachstehend versucht, die militärpsychologisch wichtigsten Angaben zusammenzufassen.

Die ausführliche Besprechung der Arbeiten aus dem Kriege von 1914/18 und aus den Zwischenkriegsjahren zeigt, daß lediglich durch das Fliegen oder durch den Krieg verursachte psychische Störungen nicht vorkommen. Die Verfasser wehren sich vor allem gegen den Mißbrauch, jede Art von psychischen Erkrankungen als «Aeroneurosis», «flying stress» usw. zu bezeichnen. Bei den *Erdtruppen* denkt man hierbei zwangslos an die ebenso unscharfen und vielsagenden Begriffe von Kriegsneurose oder Granatschock. Die Autoren legen Wert darauf, den Begriff der psychischen Belastung durch das Fliegen (flying stress), genau zu umreißen, ihn wirklich nur für die psychische Belastung zu verwenden, und mir scheint eine analoge Betrachtungsweise auch für die Kriegsbelastung der übrigen Soldaten angezeigt. In der RAF wurde versucht, die psychiatrische Diagnostik zu normieren, was natürlich zu einem gewissen Schematismus führt, für die statistische Verarbeitung anderseits wieder große Vorteile aufweist. So sollten nur folgende Diagnosen gestellt werden: ängstliche, depressive oder manische Verstimmung, Ermüdungssyndrom (Neurasthenie), Hysterie, Zwangserkrankung, Schizophrenie, akutes und chronisches organisches Syndrom. Das Wichtigste der modernen psychiatrischen Diagnostik findet leicht Platz in diesem Schema, und es scheint mir für die gesamte Wehrpsychologie verwendbar.

---

[1] Psychological disorders in flying personnel of the Royal Air Force *investigated during the war of 1939–1945. Air publication 3139.* London: His Majesty's stationery office 1947.

Die *psychische Belastung des Fliegers* besteht vor allem aus *Angst*. Fliegen ist an sich gefährlich, besonders aber im Kriege. Diese Gefahr ruft Angst hervor. Primär furchtlos sind nur Leute ohne genügende Intelligenz, die die Gefahr nicht realisieren, Unerfahrene, die sie nicht kennen und affektstumpfe, gleichgültige Psychopathen, denen Gefahr keinen Eindruck macht. Der Durchschnittsmensch muß die Angst überwinden und kommt so zu einer sekundären *Furchtlosigkeit,* welche wir Mut nennen. In diesem Zustande hemmen andere Affekte wie Freude am Fliegen, Interesse, Stolz, Ehrgeiz und Kameradschaftsgeist den primären Angsteffekt und lassen ihn meist völlig unbewußt werden. Daher sagen Flieger auch mit völliger subjektiver Berechtigung, daß sie beim Fliegen keinerlei Angst verspürten. Als überwundener, verdrängter Affekt bleibt die Angst jedoch vorhanden. Kriegsdienst, sei es in der Luft, zur See oder auf dem Lande bedeutet nun eine andauernde Affektspannung, da die tägliche Lebenserfahrung immer wieder zeigt, wie gefährlich der Krieg ist und somit die sekundäre, erworbene Furchtlosigkeit ständig beeinträchtigt. Die psychische Belastung des Fliegers ist lediglich größer als bei vielen andern Truppen, weshalb sich diese Erscheinungen bei ihm besonders deutlich zeigten. Im Prinzip sind aber bei jeder Art von Kriegsdienst die gleichen Phänomene zu beobachten.

Schlafmangel, Unfälle, große eigene Verluste, schlechtes Wetter und vor allem starke gegnerische Abwehr sowie zeitliches Verschieben von Aktionen erhöhen die psychische Last des Fliegers. Wurden Verbände alarmiert und nach stundenlangem Warten zurückgeschickt, so waren die Ausfälle an psychischen Störungen gleich hoch, wie wenn die Aktion stattgefunden hätte. Es beruht dies darauf, daß der Mann weiß, was seiner im Einsatz wartet, die Angst schon in der Bereitschaft als sogenannte vorweggenommene Angst erlebt und auch verarbeiten muß. Der Einsatz selbst stellt dann keine gar so große psychische Belastung mehr dar. Es zeigt sich hier, wie verantwortungsschwer der Entschluß eines Kommandanten ist, seine Truppe zu alarmieren. Wer sich auf den bequemen Standpunkt stellt, lieber zehnmal zu viel als einmal zu wenig Alarm zu geben, wird seine Truppe schnell und nutzlos verbrauchen.

Daß die Angst die größte Belastung des Kriegsfliegers darstellt, zeigen die Autoren an einer höchst interessanten Statistik. Sie haben von einer größeren Anzahl Navigationsoffiziere von RAF-Nachtbombern die Navigationsfehler in verschiedenen Phasen des Einsatzes festgestellt und mit denen von nächtlichen Trainingsflügen unter gleichen Wetterbedingungen, doch ohne Feindwirkung, verglichen. Die Navigationsfehler der Übungsflüge waren nur halb so hoch wie bei den Kriegseinsätzen. Stark verteidigte Ziele bewirkten mehr Fehler als schwach verteidigte. Aber auch auf der

feindfreien Anflugstrecke waren die Fehler bei Kriegsflügen mindestens doppelt so hoch wie bei den Übungsflügen unter völlig gleichen Verhältnissen. Während der feindlichen Abwehr stiegen die Fehler bedeutend an und sanken auf dem feindfreien Rückfluge wieder beträchtlich ab. Den starken Anstieg über dem Ziel kann wohl die Störung und Ablenkung des Navigators durch das feindliche Feuer erklären, nicht aber die große Fehlerzahl schon auf dem Anflug über England oder über See, wo noch keinerlei Feindwirkung zu erwarten war. Es zeigt sich hier deutlich das Phänomen der vorweggenommenen Angst, das schon beim vergeblichen Warten auf den Einsatz zum Ausdruck kam und sich auch dort ungünstig auswirkte.

Die Autoren zeigen weiter an gutbelegten Beispielen aus dem letzten Kriege, wie mit der *Gefährdung* die Zahl der *psychischen Erkrankungen anstieg*. War die Häufigkeit für neurotische Störungen in der ganzen RAF gleich 1, so zeigte sich beim recht ungefährlichen Seenotdienst eine Erkrankungsziffer von lediglich 0,31, während die entsprechende Ziffer für die gefahrvollen Nachtbombardierungen bei 2,3 liegt. Auf die gleiche Indexziffer bezogen war die Erkrankungswahrscheinlichkeit aller Piloten des Jägerkommandos in einer bestimmten Zeitspanne 1,2. Hierbei waren auch die nicht kämpfenden Piloten inbegriffen. Unter den im Kriegseinsatz stehenden Piloten war dagegen die Indexzahl 1,7. Auch zeigte sich, daß Instruktoren häufiger erkrankten als Piloten im Training, und Kampfpiloten häufiger als Instruktoren. Auch hier ergab sich eine Zunahme mit der Gefahr. Bedenkt man, daß die wichtigste Belastung des Fliegers, wie jedes Soldaten, die Angst ist, sei sie nun bewußt oder unbewußt, so erklären sich diese Zahlen zwangslos. Denn je größer die psychische Belastung, um so mehr neurotische Störungen, falls man die Disposition zu solchen Störungen bei allen Gruppen als ungefähr gleich betrachten kann. Ältere Piloten, die vor allem die Klasse der Instruktoren und Kampfpiloten stellen, bilden eine Auslese an psychisch weniger belasteten Leuten, im Gegensatz zu jüngeren Piloten, die noch im Training stehen. Die zu neurotischen Störungen Disponierten scheiden nämlich im Verlaufe der Ausbildung häufiger aus als psychisch Widerstandsfähige. Die oben erwähnten Zahlen sind somit noch ernster zu nehmen, als man beim ersten Blick denken würde. Ohne große Mühe lassen sich diese Erfahrungen auch für die Verhältnisse anderer Truppen verwerten. Es bleibt dem Offizier nichts anderes übrig, als bei der Vorbereitung von Kriegsaktionen auch die *Angst* seiner Leute und seine eigene *in Erwägung zu ziehen*. Diese Angst bewirkt eine Senkung der Leistungsfähigkeit, wie das die Statistik der Navigationsfehler ergibt. Es zeigt sich auch hier, wie *ungeheuer wichtig Übungen unter möglichst*

kriegsmäßigen Verhältnissen sind und welch schweren Nachteil die Tatsache bildet, daß sich die Feindwirkung bei Manövern nur unvollständig darstellen läßt. Der Angstaffekt kann auch bei bester Feindmarkierung dem Soldaten im Frieden nicht vermittelt werden.

Natürlich gibt es auch viele *Faktoren*, welche die *psychische Belastung vermindern*. Gute Gesundheit, gutes Training und genügende Ruhe spielen eine große Rolle. Wichtig ist auch guter Kameradschaftsgeist, Vertrauen in das Können der Führung, die Güte des Materials und vor allem eigene Erfolge. Selbst schwere Verluste durch Abschuß oder Unfall wurden sogar von zuschauenden Kameraden psychisch gut ertragen, wenn gleichzeitig eigene Erfolge eintraten. Besondere Mühe machten in der RAF immer wieder Spezialdienste wie Seeaufklärung, U-Bootabwehr und Nachtjagd, wo selten eine Feindberührung zustande kam und die Flieger nur die Gefahren und Opfer, nicht aber den Wert ihrer Aufgaben sahen. Wie wertvoll das *Wissen um den Sinn und Erfolg* ist, zeigt ein Beispiel einer U-Bootabwehrstaffel, in der die Moral wegen des monatelangen Ausbleibens von Versenkungen gegnerischer Boote recht tief sank. Als man diesen Fliegern bekannt gab, daß in ihrem Abschnitt seit Monaten kein eigenes Schiff verloren gegangen war, weil sie die U-Boote vertrieben hatten, war der alte Kampfgeist wieder lebendig. Auch für unsere schweizerischen Verhältnisse, wo vermutlich vielen Soldaten kein augenscheinlicher glänzender Erfolg beschieden sein wird, ist es ungeheuer wichtig, daß der Mann den Sinn seiner Aufgabe und Mühe, den Wert seiner Opfer kennt. Man muß ihm erklären, wie seine Arbeit im größeren Rahmen doch etwas nützt, wenn er auch von seinem engen Gesichtsfelde aus nur die Nachteile ohne jeglichen Nutzen sehen kann.

Nach Angabe der Autoren sollen folgende Symptome zeigen, daß die Belastung durch den Krieg für die psychische Widerstandsfähigkeit eines Fliegers zu groß geworden ist: Mutlosigkeit, Verlust der Freude am Fliegen, Nikotin- und Alkoholmißbrauch, vermehrtes Interesse an Frauen und vor allem eine deutlich absinkende Leistung. Manche alten und erfolgreichen Piloten machten plötzlich dumme Fehler, was für den Fliegerarzt ein Alarmzeichen war. Besonders instruktiv ist ein Beispiel aus der taktischen Luftwaffe. Im langen Tagesflug über Deutschland bot, sofern nicht in großer Höhe geflogen werden konnte, das bedingungslose Zusammenhalten des Verbandes die einzige Chance auf Rückkehr. Einzelne Flugzeuge wurden außer im letzten Teile des Krieges meist von deutschen Jägern abgeschossen. Psychoreaktive Panikstimmungen verleiteten immer wieder Piloten, auf dem Anfluge aus dem Verbande auszubrechen und eventuell unter dem Vorwande nichtiger Maschinendefekte oder unwichtiger körperlicher

Störungen heimzukehren, was meist zum Tode führte. Auch Nachtjäger verloren plötzlich die Nerven, d. h. das Vertrauen in ihre Instrumente, wollten nach dem Gefühl fliegen und stürzten bald wegen einer unbeherrschten Fluglage ab. Solche *Paniksituationen* sind auch bei andern Truppen zu beobachten und könnten zum Beispiel einen gut getarnten Infanteristen, der ziemlich sicher ist, veranlassen, aus der Deckung wegzurennen. Es hat sich ja an der Ostfront gezeigt, daß Truppen, die beim feindlichen Panzerangriff aus den Deckungslöchern liefen, immer große Verluste erlitten.

Zeigen diese beiden Beispiele und die soeben beschriebenen Symptome noch keine eigentliche psychische Erkrankung, sondern lediglich ein Absinken der Leistung, so stellen sich beim Andauern der Belastung bei den dazu Disponierten bald richtige *Erkrankungen* psychoreaktiver Art ein. Häufig wurden belanglose körperliche Leiden derart übertrieben, daß eine Frontverwendung nicht mehr in Frage zu kommen schien. Aber auch rein psychische Störungen traten auf. Unter diesen waren ängstliche und depressive Verstimmungen, eventuell beide kombiniert, die häufigsten Erscheinungen. In frühen Stadien der Flugausbildung zeigte sich häufig auch ein unbegründeter Verlust des Selbstvertrauens. Doch fanden sich neben diesen häufigsten Erkrankungsarten alle übrigen Formen der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit psychischer Störungen. Auch in der Schweizerarmee ließen sich zwangslos ähnliche Beobachtungen machen. Ich möchte nur an den ansteigenden Alkoholkonsum im Aktivdienste und an das vermehrte Interesse für sexuelle Abenteuer erinnern, das in langen Dienstperioden auch Leute ergriffen hat, die vorher und nachher im Zivil eine andere Lebenshaltung zeigten. Für den Nichtmediziner ist es wichtig zu wissen, daß Leute, die zum Beispiel körperliche Leiden aus neurotischen Motiven übertreiben, sich selbst dieser Entwicklung gar nicht bewußt sind, subjektiv ehrlich sich als krank betrachten und sich ungerecht behandelt fühlen, wenn man ihnen in populärmedizinischer Art ihre «Hysterie» verleiden will. Auch die psychisch Erkrankten, z. B. die depressiv Verstimmten, sind subjektiv und objektiv krank und es nützt gar nichts, sie als Simulanten zu betrachten, streng anzufassen oder gar zu bestrafen. Sie werden nur neue neurotische Symptome entwickeln, um die Umgebung von ihrer Krankheit zu überzeugen. Hier hilft lediglich eine sachgemäße ärztliche Behandlung, die dann allerdings am rechten Orte oft auch empfindlich streng sein muß.

Aus verschiedenen Berichten des fliegerärztlichen Dienstes der RAF geht immer wieder hervor, daß zwei Drittel bis drei Viertel der wirklich neurotisch Erkrankten schon früher eine Disposition für psychoreaktive Störungen

zeigten. Für die leichteren Symptome, wie Verlust der Freude am Fliegen, sinkende Leistungsfähigkeit usw. gilt dies weniger als für die wirklich krankhaften Erscheinungen. Interessant und anregend sind Vergleiche zwischen Höhe der psychischen Belastung und Stärke der neurotischen Disposition, die sich anhand früherer neurotischer Störungen ermessen läßt. Je größer die Disposition, um so weniger braucht es an psychischer Belastung, sei es im Frieden oder im Kriege, um den Mann psychisch krank zu machen. Diese längst bekannten Tatsachen zeigen verschiedene Tabellen, in welcher der Anteil von zu Neurosen disponierten Fliegern von der Ausbildung bis zum Ende einer Kampfperiode immer mehr absinkt. Die neurotisch Belasteten sind offenbar unterwegs ausgeschieden. Ein Teil wurde wegen psychischer Störungen ausgemustert, ein Teil wegen ungenügender Leistung anderweitig eingesetzt und ein Teil ist sicher seiner verminderten psychischen Widerstandsfähigkeit zum Opfer gefallen, wie die Beispiele der Nachtjäger und taktischen Piloten zeigen, die früher erwähnt wurden. Wir sehen hier mit fortschreitender Dienstzeit eine stetige Auslese der psychisch Widerstandsfähigen. In diesen Zusammenhang gehört ferner die Beobachtung, daß Bordschützen der RAF weit häufiger psychisch erkrankten als Piloten. Oft wurden nämlich untaugliche Piloten, von denen sicher ein guter Teil aus neurotischen Gründen nicht brauchbar war, zur Ausbildung als Bordschützen genommen, so daß diese von Anfang an eine weniger widerstandsfähige Gruppe darstellten und daher auch häufiger der Belastung des Krieges nicht mehr gewachsen waren. Zudem ist zum mindesten der Heckschütze von der übrigen Mannschaft isoliert und muß den Kampf ohne die moralische Unterstützung der Kameraden führen. Man hat hier vermindert Widerstandsfähige vermehrter Belastung ausgesetzt und daher auch hohe Zahlen an psychischem Versagen erhalten.

Die Untersuchungen über das weitere Schicksal psychoreaktiv erkrankter Flieger zeigten ebenfalls die Wichtigkeit der psychischen Konstitution vor der Störung. Je größer die Prädisposition, um so schlechter war die Aussicht auf eine völlige Kriegstauglichkeit nach der Erkrankung. Je größer aber das psychische Trauma, das zur Störung führte, d. h. je mehr es brauchte, bis die Widerstandskraft des Mannes überwunden war, um so besser die Aussichten auf Wiederherstellung der vollen Kriegstauglichkeit. Nach verschiedenen Rapporten erreichte nur ein Viertel bis ein Drittel der seelisch erkrankten Flieger wieder eine uneingeschränkte Verwendungsfähigkeit. Der Abgang der Rekonvaleszenten ist im Training über dem Durchschnitt der noch nie Erkrankten. Je später eine Störung auftrat, um so günstiger die weitere Entwicklung. In späten Stadien der Ausbildung oder gar des Kampfes sind eben schon viele vermindert Widerstandsfähige ausgeschieden,

was wiederum die Wichtigkeit der seelischen Konstitution vor der Erkrankung unterstreicht.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß es keine eigentlichen Fliegerneurosen gibt, sondern nur neurotische Flieger. Ob es zu einer Störung kommt, hängt lediglich vom Verhältnis zwischen psychischer Widerstandsfähigkeit und psychischer Belastung ab. Weder das Fliegen an sich, noch der Krieg an sich, rufen Krankheiten seelischer Art hervor; sie sind lediglich durch die Affektspannung, welche das Erlebnis der Angst und das andauernde Unterdrücken der Angst hervorruft, als seelische Belastung wirksam, wie jede Belastung anderer Art. Der psychisch Widerstandsfähige hält die durchschnittliche Kriegsbelastung aus, während der zu neurotischen Störungen Disponierte zusammenbricht. Diese Erfahrung verlangt psychiatrische Selektionsmethoden für Elitetruppen, wie sie sich z. B. bei den Piloten eingebürgert und bewährt haben, um vermindert Widerstandsfähige von überdurchschnittlicher Belastung fernzuhalten.

Für unsere Verhältnisse mit beschränkter Zahl von Leuten muß man sich jedoch auch der *Gefahr jeder Eliteauswahl* bewußt sein. Sie bedingt einen erhöhten Verlust tüchtiger Leute bei gefährlichen Aktionen. Das bequeme System, für gewagte und verlustreiche Aufgaben Freiwillige zu nehmen, hat seine Nachteile. Es mag im Augenblick zu besseren Ergebnissen führen, wird jedoch einen Kommandanten bald seiner tüchtigen Leute berauben. Auch bei der Auswahl von Elitetruppen darf nur mit großer Vorsicht vorgegangen werden und immer muß man das Interesse der gesamten Armee im Auge behalten, wenn nicht wertvolle Leute in großer Anzahl ungenützt verloren gehen sollen. Eine leichtere Umteilungsmöglichkeit von einer Waffe zur andern könnte hier sehr wertvoll sein, falls sie sich aus militärischen Gründen verwirklichen ließe. Es kommt zum Beispiel immer wieder vor, daß Baufachleute aus körperlichen Gründen nicht zum Fliegen tauglich sind und dann beim Bodenpersonal eine Funktion ausüben, die auch ein weniger Geschulter genau so gut leisten könnte, während diese Leute in der Genietruppe recht nützlich wären.

Eine weitere Erfahrung läßt sich aus den Rapporten der RAF ziehen, daß nämlich unsere nur auf Friedenserfahrung beruhende Praxis, psychisch vermindert widerstandsfähige Leute auszumustern oder sie höchstens im Hilfsdienste zu behalten, richtig ist. Man muß sich immer wieder vor Augen führen: Wer im Zivil oder im Friedensdienst zu psychischen Störungen neigt, wird im Kriege mit seiner erhöhten psychischen Belastung erst recht versagen und kann eventuell in einer kritischen Situation zur Ursache einer Panik werden, die ohne ihn nicht aufgetreten wäre. Die alte Erfahrung, daß zivile und militärische Bewährung in unserem Lande so oft parallel geht,

findet in den britischen Untersuchungen eine wissenschaftliche Untermauerung, und es zeigt sich als richtig, daß z. B. bei der Offiziersauswahl die zivile Haltung ernstlich berücksichtigt wird.

Leider gestatten auch die großen Erfahrungen der englischen Sanitätsoffiziere nur, lediglich einen Teil der ungeeigneten Leute vom Flugdienste fernzuhalten. Für andere Truppen gilt das gleiche. Es ist dagegen nicht möglich, besonders Geeignete herauszusuchen und es wird auch nicht gelingen, alle psychisch Ungeeigneten zu erfassen und auszuscheiden, da jede Selektionsmethode unvollkommen ist und eigentlich erst die praktische Bewährung, d. h. der Kriegsdienst, über die Tauglichkeit eines Soldaten endgültig entscheidet.

Dieser Ausblick mag recht pessimistisch klingen. Es ist jedoch schon viel wert, wenn Leute ausgeschieden werden können, die vermutlich mit großer Wahrscheinlichkeit versagen werden. Auf der andern Seite ist es auch notwendig, die recht weiten Grenzen der psychologischen Auslese zu kennen, um sie mit größtmöglichem Nutzen auszunützen. Eine psychologische Untersuchung jedes Soldaten scheint in Anbetracht der britischen Erfahrungen als nicht notwendig und ihr Nutzen rechtfertigt sicher nicht den Aufwand. Dagegen ist eine psychologische Auswahl von Leuten, die besonders viel leisten müssen und besondere Belastungen ertragen sollen, sicher sehr wertvoll und ökonomisch.

Die Ausbildung des Offiziers in fremden Armeen

Von Hptm. i. Gst. Günther (Fortsetzung)

Sowjetrußland

Aus der Revolution und den Wehen des Bürgerkrieges ist die Rote Armee hervorgegangen. Ihre Führer glaubten anfänglich, diese auf rein demokratischer Basis aufbauen zu können. Die verhaßten zaristischen Epauletten, das Wahrzeichen des Offiziers, waren heruntergerissen worden und schienen endgültig der Vergangenheit anzugehören. Die Bolschewisten waren gegen jegliche militärische Disziplin. Ihr Programm sah eine Milizarmee vor mit wählbaren Offizieren und allgemeiner Volksbewaffnung.

Dieses System hat sich nicht bewährt. Nachdem alles getan worden war, um die Autorität der Offiziere zu untergraben und die eigentliche Macht in die Hand einer kollektiven Soldatenvertretung, des sogenannten Soldatenkomitees, zu legen, erkannten die bolschewistischen Machthaber schon